

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 6

Artikel: Berlin und Potsdam [Schluss]

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Dom, Schloss und Lustgarten.

dass nun bald große Kontinente zwischen ihnen lagen. Näher und näher trat die Drohung der Trennung durch unendliche Meere, die nicht mehr zu überbrücken waren.

(Fortsetzung folgt.)

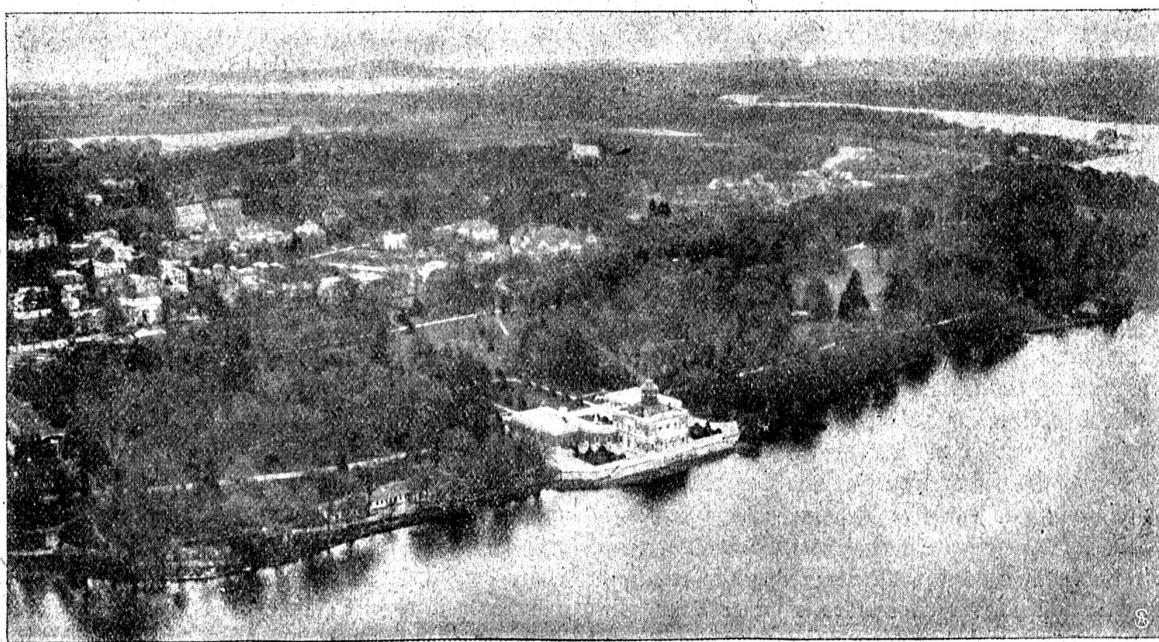
Berlin und Potsdam.

(Schluß.)

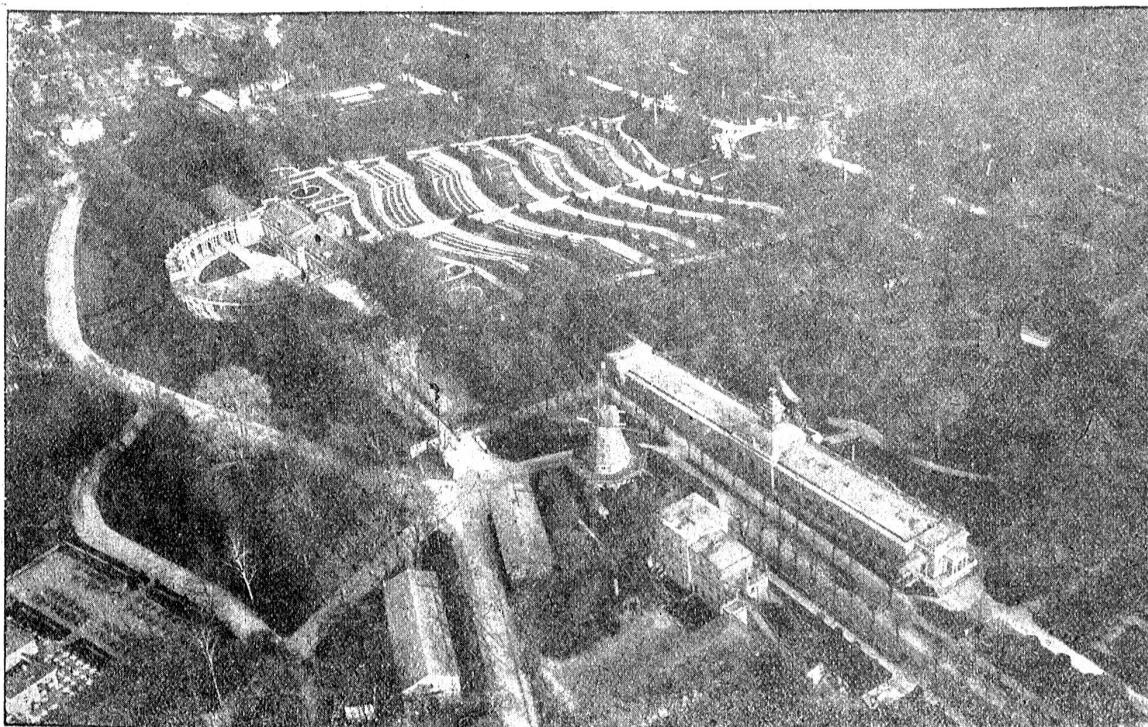
Ein Berner, der im kleinen all diese Dinge aus der Nähe schon kennt, braucht wohl keine Entschuldigung dafür, dass er in Berlin für drei vier Tage sich in dieses Treiben hineinstürzte und mitchwamm, wohin der große Strom ihn zog. Wir zwei bummelten reichlich durch die belebtesten Straßen, fuhren nach Herzenslust auf der Stadt- und Untergrundbahn hinaus in die Vorstädte, genossen das bunte Treiben im Zoologischen und im Lunapark mit seinen feen-

haften Lampions, seiner Musik, seinen Künstlern auf dem hohen Seil, seinen Tux- und Foxtrott-Truppen, seiner „Liebesgrotte“ und seinem Tanzrad. Größere Sportveranstaltungen fanden an jenem heißen Sonntag, der uns in Berlin oder richtiger in Potsdam sah, nicht statt; wir hätten sie kaum besucht, wiewohl uns diese Seite des Großstadtlebens nicht wenig interessierte; aber wir hatten uns zum Alten Fritz nach Sanssouci eingeladen und hätten uns von diesem Besuch durch keine Verlockung abhalten lassen. Als wir an jenem Abend nach Berlin zurückkehrten, verließ sich „Unter den Linden“ gerade eine der 300 großen Demonstrationsversammlungen gegen den Krieg, die die sozialistischen Parteien auf jenen Sonntag einberufen hatten. Auch diese Gelegenheit, Berlinerleben zu beobachten, hatten wir zu unserm Bedauern verpaßt.

Doch darf ich schon Freund Ueli zuliebe, der der gesetzteste und ernsthafteste Berner ist, den man sich vorstellen kann, nicht die Meinung aufkommen lassen, wir hätten unsere Berliner Tage nur so leichthin verbummet. Das Gegen teil ist die Wahrheit. Für unsere Ausdauer, mit der wir Bädeker durch die Museen Berlins: durch das Alte und Neue Museum, die Nationalgalerie, das Kaiser Friedrich Museum, das Museum für Naturkunde, durch den Dom, über all die Plätze mit den ungezählten Standbildern und Reiterstatuen, hinauf in die Siegesäule, hindurch durch die Siegesallee folgten, ohne zu seufzen und zu ermatten — oder, Freund Ueli, sage ich zu viel? — für diese Leistung in vier kurzen Tagen verdienen wir entschieden Lob. Berlin ist nicht umsonst berühmt durch seine gediegenen Museen; dies im Ernst gesprochen. Zum Glück für uns, die wir unseren Bildungshunger in etlichen andern Museen, so den nicht unbeträchtlichen in Leipzig und Dresden — von denen in



Das Marmorpalais am Heiligensee.



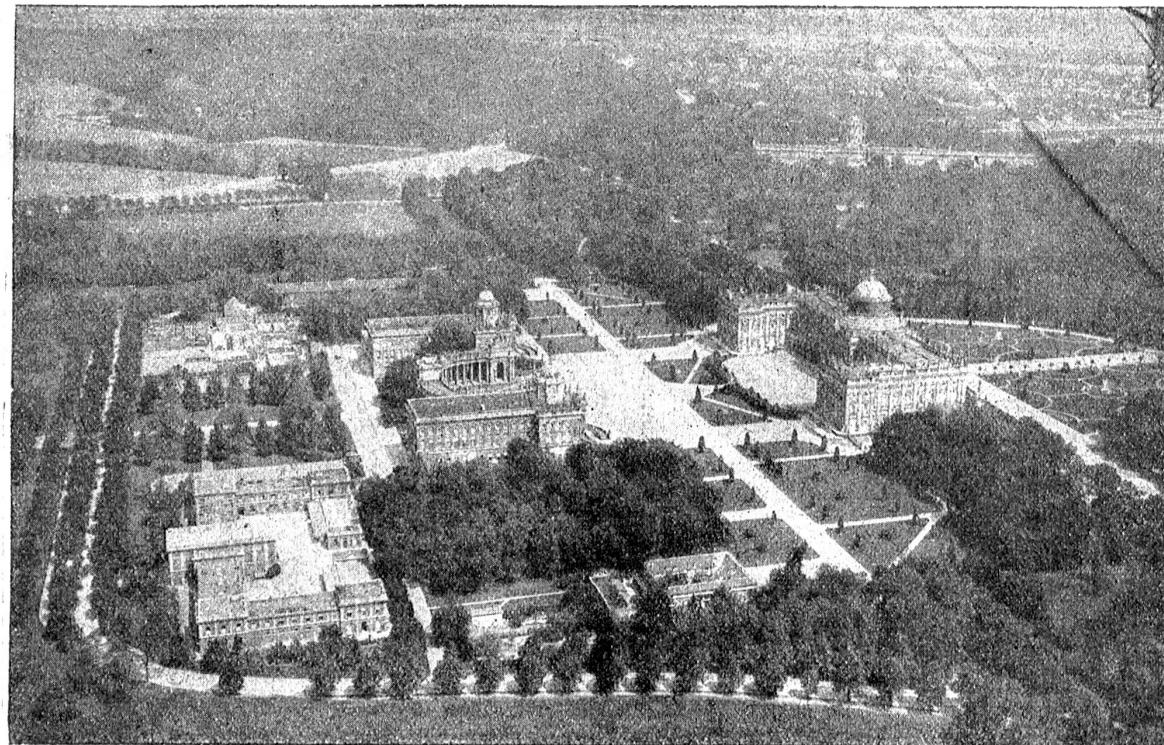
Sanssouci, die Orangerie und die historische Mühle.

Wien und Budapest trugen wir noch starke Eindrücke vom Frühjahr her mit uns herum — schon einigermaßen gestillt hatten, war das neue große Deutsche Museum, an dem Berlin schon seit Jahren arbeitet, noch nicht vollendet; hier, in einem massiven riesigen Zentralbau mit zwei Flügeln, soll fünfzig die gesamte Kunst der deutschen Nation eindrucksvoll zum Worte kommen. Zum Glück für uns geplagte Bädererträger war auch das Schloß, das seither wie die Hofburg und Schloß Schönbrunn in Wien, in ein öffentliches Museum umgewandelt worden ist, noch nicht eröffnet. Wir hätten dem Orange, jenes historische Zimmer zu sehen, wo Wilhelm II. seine Kriegsvorläufe aufgespeichert hatte, kaum widerstehen können, und dann wäre es wohl zur Katastrophe gekommen, d. h. zum knock out unseres leiblichen Adams, dem wir damals mit fluger Berechnung auszuweichen wußten. Dennm dieses Gefühl täuschte uns sicherlich nicht: Eine „Führung“ mehr auf dieser strapaziösen Reise, und wir wären zusammengeslappt. Wir sagten uns das nach Potsdam, nachdem wir Sanssouci, die Orangerie und das Neue Palais — drei „Führungen“ an einem einzigen Nachmittag! — durchgemacht hatten. Etliche hatten wir damals schon hinter uns, da wir von Halle, Leipzig und Dresden herkamen, und ihrer viele: Lutherhaus, Schiller- und Goethehaus, Wartburg, Römer ic. standen uns noch bevor, da wir über Wittenberg, Weimar, Eisenach und Frankfurt heimwärts fahren wollten. Viele Leifer werden fragen, was denn unter einer „Führung“ zu verstehen sei. Sie sollen sich einen Trupp neugieriger Menschen, wie der Zufall sie vor den Toren eines Museums zusammentriebt, denken; diesen Trupp führt ein betreuter Diener, dem die Sonntagsnachmittaglangeweile im Nacken sitzt, durch Säle und Gänge, indem er ihnen eintönig, wie ein Sprechautomat, die Ahnenbilder, die Möbilstile, die Gobeline, die Steuhren und all die hundert Preciosen eines Kaiserschlosses erklärt. Keine Möglichkeit, sich zu verweisen, einen Gegenstand näher ins Auge zu fassen, an Orten mit intimen historischen Stimmungen sich hinzusehen und zu träumen. Man wird geführt wie eine Herde Schafe durch einen Garten mit Blumenbeeten. Daz ja keines eine Blume abknipst, eht Beet betrifft! Wie peinvoll dieses Geführtwerden ist, das

empfanden wir nicht im „Neuen Palais“, wo man sozusagen auf den Spuren Wilhelms des Unglücksigen wandelt, wohl aber im „Sanssouci“. Da, im niedlichen Rokoko-Sälchen, wo Spinett und Flöte von den Musiksoirées des Großen Friedrich erzählen, im prunkvollen Gesellschaftssalon, wo der König Tafel gab, wie Adolf Menzels genialer Stift es uns schildert, im Voltaire-Zimmer mit seinen spöttischen Schnörkeln und Anspielungen an die Schwächen des französischen Zynikers, da haben wir diese an sich begreifliche und lobenswerte Einrichtung recht unchristlich verflucht.

Potsdam! Es war übrigens ein stillfriedlicher Sonntag, was wir da draußen erlebten. Nicht um vieles Geld gäbe ich diese Erinnerungen her! Einmal hat mir jener Besuch gesagt, daß die Vorstellungen von Militarismus und Monarchismus, die sich aus der Wilhelminischen Epoche her mit diesem Begriff verknüpfen, heute Geschichte sind. Keiner einzigen Pickelhaube begegneten wir da, wo es wohl ehedem von Garnisonstruppen gewimmelt, wo vor jedem Tore eine Wache mit aufgepflanztem Bajonet gestanden und wo schrrende Kommandorufe und Sporrengeklirr die Stille der kunstvollen Gärten und Parke gestört haben mögen. Wir sagten uns: Entweder war schon ehedem dieses Potsdam nicht so, wie man es wahr haben wollte, oder dann ist es versunken in die Tiefe der Vergessenheit, ein Vineta der deutschen Geschichte. Diese Beobachtung eines friedlichen, militärfreien Deutschland hat uns Schweizer im tiefsten Herzen wohlgetan. Gibt doch dieser Zustand die Garantie für eine Entwicklung zur Demokratie, die uns dem deutschen Volke geistig wieder näher führen muß. Wir verspürten in Deutschland wieder geistige Heimatluft, seitdem wir unbeeinträchtigt von der Atmosphäre des Militarismus an den klassischen Stätten der deutschen Kunst und der deutschen Art verweilen können. Freilich, Berlin ist keine solche Stätte und das Scheiden wird einem nicht schwer, zumal wenn Augusthiße den Aufenthalt in den Kunstababinetten und Sammlungssälen schier zur Unmöglichkeit macht.

Doch nein, undankbar müßte ich mich schelten, wenn ich nicht noch zweier schöner Erinnerungsmomente gedächte, die uns der Berliner Aufenthalt hinterließ. Da muß ich nach-



Das Neue Palais.

tragend einmal der schönen Fahrt auf der Havel, der Wanderung durch den Babelsberger Schloßpark gedenken. Muß korrigierend berichten, daß der Berliner noch andere Vergnügen kennt und schätzt als Sport und Tingleitangel; daß er Sonntags wandervogelmäßig auszieht, mit Kind und Regel, mit Angelschnur und Malgerät und mit leichtem Zelt bepackt, das er irgendwo in Busch und Wald am wunderlichen Griener-, Havel-, Jungfern- oder Heiligensee ausschlägt, vielleicht gegenüber einer der zahllosen Villen über einem der Schlösser, die hier aus märchenhaften Anlagen ins Blau des Sees hineinguden.

Dann muß ich der Vollständigkeit wegen und aus Dankbarkeit für erlebte Genüsse noch erzählen von jener Charlottenburger Familie, in die wir uns wie an einen heimischen Herd flüchten konnten aus dem Trubel der Großstadt. Wenn ich sage, daß wir dort berndeutsch sprechen durften — eine Berliner, die ihre Heimat nie vergessen wird, waltet dort als liebe und tüchtige Hausfrau — dann schenkt man mir die weitere Begründung dafür, daß ich auch dieses Erlebnis noch buche als ein positiver Posten in meinen Berliner Erinnerungen. — Nun hast du, Freund Ueli, das Wort. Sollte ich irgendwo falsche Farben oder zu dick aufgetragen oder wesentliche Linien vergessen haben, so las es mich und unsere Leser wissen.

H. B.

Salzbach und Konsorten in Wien.

Aus „Die Goldsucher von Wien. Eine Begebenheit unter Schiebern“ von Peter Hamp, Basel, Rhein-Verlag.
(Siehe Buchbesprechung.)

„Sie kennen diese arme Stadt durch und durch. Wollen Sie Herrn Salzbach helfen, dem auf die Spur zu kommen, was er sucht?“

„Eine Goldmine?“

„Nein, leere Lokale.“

„Das ist fast ebenso schwer. Wien ist übervölkert. Man kennt die Einwohnerzahl nicht genau: etwa zwei Millionen fünfhunderttausend. Darunter sehr viel ungewisse Bevölke-

rung: die aus den abgetrennten Reichsteilen ausgewiesenen Österreicher kommen, andere fliehen vor dem Hungertod. Die Wiener Friedhöfe füllen sich und leeren doch die Häuser nicht. Obdachlose studieren täglich die Todesanzeichen in den Zeitungen durch und laufen zu den Adressen, um des Toten Behausung zu übernehmen.

Gehen wir in den sechzehnten Distrikt.“

Sie gingen zu dritt: Aldridge, Salzbach und Coutance, in die Kreitnergasse, wo sich ein Ballsaal befand, dessen Besitzer ihnen sagte:

„Ich vermiete Ihnen das Lokal als Warenlager, wenn Sie die Beschlagsnahme durch die Stadt abwenden können.“

Denn es war als städtisches Asyl für Obdachlose requirierte. Auf nachten, ungeholbten, ganz frisch gefägten Holzpfosten lagen Strohmatten längs an den Wänden des mit ärmlichem Papiergeschmuck noch belegten Tanzsaals. Frauen saßen auf dem Rand dieser rauen Lager und ließen die Hände fallen, denn es war kein Garn da zum Nähen, keine Seife zum Waschen. Selbst die gewöhnliche Näh- oder Stickarbeit war diesen Frauensingern versagt, weil alle Textilstoffe fehlten.

„Jede diesen Händen verlorengangene Arbeitsstunde ist ein Goldstück weniger im Vermögen Österreichs. Hier könnten 300 Nähmaschinen untergebracht werden.“

Der Geruch der lange nicht gewechselten Körperwäsche und der auch schlecht gewaschenen Menschen drang zu den Besuchern. Aus dem Schatten dieser gräßlichen Räume brannten Kinderaugen. Die Leiterin dieses Unterschlupfs, die ausnahmsweise eine weiße Bluse trug, kam den unerwarteten Fremden mit strenger Haltung entgegen. Salzbach und Coutance staunten über die aufmerksame und milde Anrede des Amerikaners, der genau die notwendigen Worte fand, um diese gegen die ungenierten Sieger gereizte Österreicherin zu besänftigen:

„Herr Salzbach, Herr Coutance aus Paris. John Peter Aldridge aus San Francisco.“

Wir kommen nicht, Frau Direktorin, um uns mit dem Anblick dieser armen Menschen zu zerstreuen. Wenn Ihnen unsere Sympathie angenehm ist, wollen wir sie Ihnen be-